

DOUGLAS KENNEDY | In einer einzigen Nacht

Das Buch

Hannah lebt mit ihrer Familie abgeschieden irgendwo in Maine. Der Besuch von Tobias Judson, eines Freundes ihrer Familie, bringt ein wenig Abwechslung in ihren Alltag, und nur zu gern nimmt sie ihn daher als Gast in ihr Haus auf. Da ihr Mann Dan seinen kranken Vater besucht, sind Hannah und Tobias allein, und es fällt dem charismatischen, politisch aktiven und dadurch sehr geheimnisvollen Mann nicht schwer, Hannahs Herz zu erobern. Sie gibt der Versuchung nach, lässt sich verführen und erlebt Momente unendlichen Glücks. Doch Tobias hat eigene Pläne, er nutzt Hannahs Schwäche nur aus, um ein böses Spiel mit ihr zu treiben ...

Dreißig Jahre lang leidet Hannah unter den tiefen Verletzungen, die diese Affäre ihr zugefügt hat, und plagt sich zugleich mit Schuldgefühlen. Doch dann macht Tobias das Geheimnis jener Nacht öffentlich – und für Hannah ist der Moment gekommen, sich endlich der Wahrheit zu stellen ...

Pressestimmen

»Hannahs Probleme sind einem vertraut – ein spannendes und auch sehr tröstliches Buch« *Für Sie*

»Douglas Kennedys Roman steigert sich mit jeder Seite zu einer bewegenden Lebensgeschichte über zwei Epochen. Lesen!« *Myself*

Der Autor

Douglas Kennedy, 1955 in New York geboren, schrieb zahlreiche Hörspiele und Reisebücher, bevor er mit seinen beiden Psychothrillern »Nachtblende« und »Der Job« zum internationalen Bestsellerautor avancierte. Für seinen letzten Roman »Um jeden Preis« erhielt er den »Deauville Film Festival Literary Prize«. Seine Bücher wurden in sechzehn Sprachen übersetzt. Heute lebt Kennedy mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in London.

DOUGLAS KENNEDY

In einer einzigen Nacht

Roman

Aus dem Englischen von Silvia Morawetz

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
State of the Union bei Hutchinson, The Random House Group Limited, London



Mix
Produktgruppe aus vorwiegend
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Taschenbucherstausgabe 12/2007

Copyright © Douglas Kennedy, 2005

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

und dieser Ausgabe 2007 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Christiane Burkhardt

Herstellung | Helga Schörnig

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

München-Zürich, Teresa Mutzenbach,

unter Verwendung der Fotos von © Lorna Clark/Photonica/

Getty Images/Mauritius Images/age fotostock

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

978-3-453-35221-6

www.diana-verlag.de

Wie immer widme ich dieses Buch Grace, Max und Amelia.

Es ist aber auch für Joseph Strick.

»Der steigt durch Schuld, der muss durch Tugend fallen.«

William Shakespeare – *Maß für Maß*, Akt 2, Szene 1

Teil eins 1966–1973

1

Nach seiner Verhaftung wurde mein Vater berühmt.

Wir schrieben das Jahr 1966, und Dad (oder Winthrop Latham, wie er von allen außer seinem Kind genannt wurde) war der erste Professor an der Universität von Vermont, der sich gegen den Vietnamkrieg aussprach. In dem Frühjahr ging er einem campusweiten Protestzug voran, der mit einem Sit-down vor dem Verwaltungsgebäude endete. Mein Vater führte die dreihundert Studenten an, die sechsenddreißig Stunden lang friedlich den Eingang blockierten und den gesamten Universitätsbetrieb lahmlegten. Schließlich wurden Polizei und Nationalgarde gerufen. Die Protestierenden wollten nicht weichen, und im öffentlich-rechtlichen Fernsehen war zu sehen, wie Dad ins Gefängnis gekarrt wurde.

Damals war das eine Sensation. Dad hatte als einer der Ersten studentischen Ungehorsam gegen den Krieg angezettelt, und das Bild dieses einsamen, ehrwürdigen Yankees in Tweedjackett und blauem Button-down-Hemd, der von zwei Vermonter Staatspolizisten gewaltsam abtransportiert wurde, schaffte es bis in die landesweiten Nachrichtensendungen.

»Dein Dad ist so cool!«, sagten alle an der Highschool am nächsten Vormittag zu mir. Als ich zwei Jahre später an der University of Vermont zu studieren begann, provozierte schon die bloße Erwähnung, dass ich Professor Lathams Tochter war, genau dieselbe Reaktion.

»Dein Dad ist so cool!« Und ich nickte, lächelte knapp und sagte: »Ja, er ist toll.«

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, ich bewundere meinen Vater. Das war schon immer so und wird auch immer so bleiben. Aber wenn du achtzehn bist – wie ich 1969 – und darum kämpfst, wenigstens den Hauch einer eigenen Identität zu haben, während

der eigene Vater mittlerweile so etwas wie der Tom Paine deiner Heimatstadt *und* deines Colleges geworden ist, kann es leicht passieren, das dich sein langer tugendhafter Schatten zum Zwerg macht.

Ich hätte seiner übervaterhaften moralischen Größe entgehen und an ein anderes College wechseln können. Stattdessen entschied ich mich, mitten in meinem zweiten Studienjahr, für das Zweitbeste: Ich verliebte mich.

Dan Buchan war völlig anders als mein Vater. Während Dad der Ruf des mit allen Wassern gewaschenen – Choate, Princeton und für seine Dissertation schließlich Harvard – weißen Ostküstlers anhaftete, stammte Dan aus irgendeinem Kaff namens Glens Falls im ländlichen Teil des Staates New York. Sein Vater war Hausmeister an einer Schule, und seine Mutter hatte zu Lebzeiten einen kleinen Maniküreladen betrieben. Dan war der Erste aus seiner Familie, der überhaupt studierte – und dann auch noch gleich Medizin. Außerdem war er schüchtern. Er gab in Gesprächen nie den Ton an, spielte sich bei keiner Gelegenheit in den Vordergrund. Und er war ein guter Zuhörer – immer weit interessierter an dem, was man selbst zu sagen hatte. Das gefiel mir. Höchst interessant fand ich auch seine vornehme Zurückhaltung. Er war ernsthaft – und wusste anders als die anderen, die ich damals am College kannte, ganz genau, was er erreichen wollte. Schon bei unserem ersten Date erzählte er mir bei einem Bier, dass er eigentlich nicht den Ehrgeiz besaß, sich auf eines der großen Gebiete wie die Neurochirurgie zu werfen. Genauso wenig hätte er vor, den bequemsten Weg zu gehen und seinen Facharzt auf einem Gebiet zu machen, auf dem viel Geld zu holen war, wie in der Dermatologie. Nein, er hatte ein Auge auf die Allgemeinmedizin geworfen.

»Ich möchte bloß ein kleiner Landarzt sein, mehr nicht«, sagte er.

Die Medizinstudenten im ersten Studienjahr hatten einen Dreizehnstundentag, und Dan studierte ununterbrochen. Wir hätten unterschiedlicher nicht sein können. Ich hatte Englisch als Hauptfach und wollte nach meinem Abschluss als Lehrerin arbeiten. Aber es waren die frühen Siebziger, und wenn man nicht gerade durch den Scheuersack eines Medizin- oder Jurastudiums ging, hatte man natürlich alles andere im Kopf als die »Zukunft«.

Dan war vierundzwanzig, als ich ihn kennenlernte, und der fünfjährige Altersunterschied war nicht so gewaltig. Er kam mir viel zielstrebig und erwachsener vor als die anderen Jungs, mit denen ich vor ihm ausgegangen war, und das gefiel mir auf Anhieb.

Nicht dass ich groß Ahnung von Männern gehabt hätte. An der Highschool hatte ich einen Freund namens Jared gehabt. Er war ein Bücherwurm und Künstlertyp und hat mich richtig angehimmelt, bis er nach Chicago an die Uni ging und klar war, dass keiner von uns eine Fernbeziehung wollte. In meinem ersten Semester am College erlag ich dann kurz dem Reiz des Unkonventionellen, als ich mit Charlie zusammen war. Wie Jared war er ganz süß, sehr belesen, ein guter Redner und »kreativ«, was in Charlies Fall hieß, dass er jede Menge schwülstige Gedichte schrieb. Charlie war ständig zugehörnt, er war einer von denen, die schon zum Frühstückskaffee einen Joint rauchen. Eine Zeit lang störte mich das nicht – obwohl ich eigentlich nicht zu seiner Szene gehörte. Trotzdem, rückblickend brauchte ich diesen kurzen Abstieg ins Bacchanalische. Wir schrieben schließlich das Jahr 1969! Aber nachdem ich die Matratze auf dem Fußboden, die chaotische Bude, in der er hauste, und seine zunehmend verworrener werdenden Monologe über Gott und die Welt drei Wochen lang ausgehalten hatte, kam der eine Abend, an dem ich zu ihm ging und er mit drei Freunden dahockte und einen Joint rumgehen ließen, während die Grateful Dead aus der Stereoanlage plärrten.

»Hey ...«, meinte er zu mir und verfiel wieder in Schweigen. Über das Getöse der Musik hinweg fragte ich ihn, ob er mit mir ins Kino gehen wolle, aber er sagte bloß wieder »Hey« und nickte weise dazu, so als hätte er mir gerade ein tiefes *karmisches* Geheimnis über die ungelösten Rätsel des Lebens offenbart.

Ich blieb nicht lange, sondern trabte wieder auf den Campus zurück, wo ich mich schließlich in der Cafeteria allein an einem Bier festhielt und über ein Päckchen Viceroy hermachte. Als ich gerade meine dritte Zigarette rauchte, tauchte Margy auf. Sie war meine beste Freundin, eine dünne, gertenschlanke Intelligenzbestie aus Man-

hatten mit einem dichten Schopf schwarzer Locken. Sie war am Central Park West groß geworden, hatte die richtige Schule besucht (die Nightingale Bamford) und war superklug. Sie hatte aber, wie sie selbst zugab, »nie Lust gehabt, mal ein Buch aufzuschlagen«, sodass sie schließlich an einer staatlichen Universität in Vermont landete. »Und dabei bin ich noch nicht mal wild aufs Skifahren.«

»Du siehst aus, als wärst du schlecht gelaunt«, sagte sie, setzte sich, nahm sich eine Viceroy aus meiner Packung und zündete sie mit einem Streichholz aus dem Briefchen auf dem Tisch an. »Tolle Nacht mit Charlie gehabt?«

Ich zuckte mit den Achseln.

»Wieder mal das übliche Monstrositätenkabinett drüben in seiner Kommune?«, fragte sie.

»Hm-hm.«

»Na, dass er süß aussieht, macht es sicher wett, dass ...«

Sie verstummte mitten im Satz und nahm einen tiefen Zug von ihrer Zigarette.

»Sprich weiter«, sagte ich. »Was wolltest du sagen?«

Wieder ein tiefer, nachdenklicher Zug an der Zigarette.

»Der Mann ist ununterbrochen high. Deshalb kommt er auch über einsilbige Wörter nicht sonderlich weit hinaus, stimmt's?«

Ich musste wider Willen lachen, denn in echter New Yorker Manier hatte Margy das ganze Dilemma mit einem Satz auf den Punkt gebracht. Und mit derselben umstandslosen Direktheit sprach sie auch über ihre eigenen Schwächen ... und darüber, warum sie nach drei Monaten am College immer noch keinen Freund hatte.

»Die Kerle hier sind entweder verrückt aufs Skifahren – was meiner Meinung nach nichts anderes als ein Synonym für *Blabla* ist ... oder ballern sich so die Birne zu, dass ihr Gehirn aussieht wie Schweizer Käse.«

»Hey, es ist doch nicht für immer«, verteidigte ich mich.

»Ich spreche ja auch gar nicht von deinem Mr. Dingsbums, Süße. Das war nur eine ganz allgemeine Bemerkung.«

»Ob er am Boden zerstört ist, wenn ich ihn sausen lasse, was meinst du?«

»Ich *bitte* dich! Der zieht dreimal an der dämlichen Bong, der da bei ihm rumsteht, und hat die Sache vor dem zweiten Ausatmen schon verschmerzt.«

Ich brauchte trotzdem noch mehrere Wochen, um endgültig Schluss zu machen. Ich hasse unangenehme Menschen und möchte bei allen beliebt sein. Das ist eine Eigenschaft von mir, die meine Mutter Dorothy immer an mir kritisiert hat – denn weil sie ebenfalls aus New York (und meine Mutter) war, machte sie ebenfalls nicht viel Federlesens und sagte mir geradeheraus, was sie dachte.

»Du musst nicht bei allen beliebt sein«, sagte sie einmal, als ich noch auf die Highschool ging und mich darüber beklagte, dass ich nicht zur Klassensprecherin gewählt worden war. »Ich finde das cool, nicht zur breiten Masse zu gehören. Es ist nämlich völlig in Ordnung, klug zu sein.«

»Wer lauter B im Zeugnis hat, ist nicht klug«, sagte ich. »Das ist Mittelmaß.«

»Dieselben Noten hatte ich auf der Highschool auch«, sagte meine Mutter. »Und ich war ziemlich stolz darauf. Genau wie du hatte ich nur wenige Freunde und hab es nicht zur Cheerleaderin gebracht.«

»Mom, an deiner Schule gab es gar keine Cheerleader.«

»Gut, dann eben nicht bis in den Schachclub. Was ich damit sagen will, ist Folgendes: Die Mädchen, die auf der Highschool beliebt sind, sind meistens die uninteressantesten ... und sie heiraten am Ende immer Kieferchirurgen. Nicht dass dein Vater oder ich etwas an dir auszusetzen hätten. Im Gegenteil: Du bist unsere Heldin.«

»Ich weiß«, log ich. Denn ich fühlte mich nicht wie eine Heldin. Mein Daddy war ein Held – ein großer, unebener, radikaler Held –, und meine Mom konnte sich damit brüsten, wie sie nach dem Krieg mit De Kooning, Johns, Rauschenberg, Pollock und all den anderen Stars der New Yorker Schule rumgegangen hatte. Sie hatte in Paris ausgestellt und sprach immer noch Französisch, sie unterrichtete halbtags an der Kunstakademie der Uni und wirkte stets so verdammt perfekt und selbstsicher. Während ich im Grunde zu nichts Talent hatte und auch nicht die Leidenschaft besaß, die meine Eltern zeit ihres Lebens umtrieb.

»Jetzt setz dich nicht so unter Druck«, sagte meine Mutter. »Du hast noch nicht mal angefangen zu leben, geschweige denn, herauszufinden, worin du gut bist.«

Und dann sauste sie zu einem Treffen der Vermonter Künstler gegen den Krieg, von denen sie selbstverständlich die Sprecherin war.

Und genau das war das Problem mit meiner Mutter: Sie hatte immer zu tun und war bestimmt nicht der Typ, der mit anderen Bratenrezepte austauscht, Plätzchen für die Pfadfinderinnen bäckt und für Weihnachtsaufführungen Kostüme näht. Um ehrlich zu sein, war Mom sogar die schlechteste Köchin aller Zeiten. Es war ihr so was von egal, ob die Spaghetti halbgar aus dem Topf kamen oder ob die Frühstücksflocken hart und klumpig geworden waren. Und was die Hausarbeit betraf ... Sagen wir mal so: Als ich dreizehn wurde, kam ich darauf, dass es einfacher war, wenn ich sie selbst machte. Ich bezog für alle die Betten, ich wusch die Wäsche der ganzen Familie und kaufte für die ganze Woche ein. Es machte mir nichts aus, das alles zu organisieren. Das gab mir das Gefühl, verantwortlich zu sein, außerdem gefiel es mir, wenn alles glatt lief.

»Du spielst wirklich gern Hausfrau, was?«, sagte Mom einmal, als ich gleich nach dem College die Küche zu putzen begann.

»Hey, sei dankbar, dass es überhaupt jemand macht.«

Andererseits setzten sie mir nie Grenzen, sagten nie, was ich nicht anziehen sollte, hielten mich nie dazu an, mein Zimmer aufzuräumen. Aber vielleicht brauchten sie das ja auch nicht. Ich blieb abends nie besonders lange weg, zog mich nie im Hippie-Stil an (mir waren kurze Röcke lieber) und war insgesamt viel ordentlicher als sie.

Sie machten mir nicht mal die Hölle heiß, als ich mit siebzehn anfang zu rauchen.

»Ich hab einen Artikel im *Atlantic* gelesen, in dem stand, dass Rauchen Krebs verursachen kann«, sagte meine Mutter, als sie mich dabei erwischte, wie ich hinterm Haus heimlich eine qualmte. »Aber es ist deine Lunge, Kind.«

Meine Freunde beneideten mich um diese Eltern, die mir alles erlaubten. Sie fanden es toll, dass sie Radikale waren, und auch, dass unser rot verschaltes Neuengland-Haus vollhing mit Moms verrück-

ten abstrakten Bildern. Doch der Preis, den ich für diese Freiheit bezahlte, war, eine Mutter zu haben, die immerzu sarkastisch war.

»Der ist aber nicht besonders helle«, sagte meine Mutter einen Tag, nachdem meine Eltern Charlie kennengelernt hatten.

»Es ist ja nicht für die Ewigkeit«, fügte mein Vater hinzu.

»Hoffentlich.«

»Wenigstens einmal muss man auch mit einem Wirrkopf zusammengewesen sein«, sagte mein Vater und schenkte meiner Mutter ein spöttisches Lächeln.

»De Kooning war kein Wirrkopf.«

»Der war immer geistlos.«

»Ich war auch nicht mit ihm ›zusammen‹. Das waren doch nur zwei Wochen ...«

»Hey, *ich* bin im Zimmer«, sagte ich, brauchte mich aber kein bisschen zu fragen, wie sie es geschafft hatten, mich vollkommen zu übersehen, sondern staunte höchstens ein wenig, dass Mom einmal die Geliebte von Willem De Kooning gewesen war.

»Das ist uns durchaus bewusst, Hannah«, entgegnete meine Mutter ruhig. »Es ging nur ausnahmsweise mal nicht um dich.«

Aua. Das war typisch Mom. Mein Vater zwinkerte mir zu, so als wolle er sagen »Du weißt, sie meint es nicht so«. Das Dumme war nur, sie meinte es eben doch so. Brav, wie ich war, stürmte ich nicht in teenagerhafter Wut hinaus, sondern steckte es einfach weg – wie immer.

Als es darum ging, mich in meinem Unabhängigkeitsstreben zu bestärken, legte meine Mutter mir nahe, auf ein College zu gehen, das nicht in Burlington war – und gab mir Saures, als ich kleine Nesthockerin mich doch für die University of Vermont entschied. Mom wollte unbedingt, dass ich in einem Wohnheim auf dem Campus wohnte. »Es wird langsam Zeit, dich aus dem Nest zu schubsen«, sagte sie.

Eine von vielen Gemeinsamkeiten zwischen Margy und mir war unsere unorthodoxe Herkunft: Wir hatten weiße Ostküstler zu Vätern und schwierige Jüdinnen zu Müttern, deren Erwartungen wir anscheinend nie gerecht werden konnten.

»Deine Mom kriegt wenigstens den Hintern hoch und macht ihre Kunst«, sagte Margy. »Für meine Mom ist es schon eine Sensation, wenn sie sich die Nägel machen lässt.«

»Hast du schon mal Angst gehabt, du könntest in nichts gut sein?«, fragte ich unvermittelt.

»Das Gefühl hab ich dauernd. Meine Mutter erinnert mich ja auch ständig daran, dass ich fürs Vassar vorgesehen war und in Vermont gelandet bin. Alles, was ich weiß, ist, dass ich sehr gut Zigaretten schnorren und mich wie Janis Joplin anziehen kann ... ich strotze also nicht gerade vor Selbstbewusstsein. Was bringt dich denn jetzt ins Grübeln?«

»Manchmal glaube ich, ich bin für meine Eltern so etwas wie ein unabhängiger Staat ... und eine Riesenenttäuschung.«

»Das sagen die dir so?«

»Nicht direkt. Aber ich weiß, dass ich nicht der Hit bin, den sie sich vorgestellt haben.«

»Hey, du bist achtzehn. Da muss man einfach abloosen ... auch wenn ich überhaupt nicht finde, dass das auf dich zutrifft.«

»Ich muss mir ein Ziel setzen.«

Margy verschluckte sich und hustete ein Rauchwölkchen heraus.

»Also *bitte*«, sagte sie.

Aber ich war fest entschlossen, mich zusammenzureißen – das Interesse meiner Eltern zu wecken und ihnen zu beweisen, was für ein *ernst zu nehmender Mensch* ich war. Fürs Erste stürzte ich mich in mein Studium, blieb die meisten Abende bis zehn in der Bibliothek und ackerte eine Menge zusätzlichen Stoff durch, vor allem für den Kurs »Meilensteine in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts«. Wir lasen Dickens und Thackeray, Hawthorne und Melville, ja sogar George Eliot. Aber von den vielen Büchern, die ich für diesen Erstsemesterkurs las, hatte mich eigentlich nur Flauberts *Madame Bovary* so richtig gepackt.

»Aber das ist doch so deprimierend«, sagte Margy.

»Genau darum geht's doch!«, sagte ich. »Das Buch ist deprimierend, weil es so realistisch ist.«

»Diesen romantischen Mist, in den sie sich da manövriert hat,

findest du realistisch, so ist es? Die Frau ist doch ein richtiges Schaf, oder? Heiratet diesen Langweiler, zieht in dieses langweilige Nest, nur um sich dann diesem Schleimer von Soldaten an den Hals zu werfen, für den sie bloß eine Matratze ist, mehr nicht.«

»Aber genauso ist es doch. Das ist doch der Witz an dem Roman! Jemand nutzt seine Affären, um der Langeweile des eigenen Lebens zu entfliehen.«

»Und, was gibt's sonst noch Neues?«, sagte Margy.

Meinen Vater hingegen interessierte, wie mir das Buch gefallen hatte. Wir waren, was selten vorkam, aber manchmal eben doch, zusammen Mittag essen, freilich außerhalb des Campus. (Denn so sehr ich ihn auch bewunderte, mit meinem Vater in der Mensa gesehen werden wollte ich dann doch nicht). Ich schlürfte meine Muschelsuppe in einem kleinen Diner in der Nähe der Uni und erzählte ihm, wie sehr mir das Buch gefiel. Emma Bovary, sagte ich, sei meiner Meinung nach doch »ein richtiges Opfer der Gesellschaft«.

»Inwiefern?«, fragte er.

»Na, weil sie in einem Leben gefangen ist, das sie nicht will, und weil sie glaubt, sich in einen anderen zu verlieben, würde ihre Probleme lösen.«

Er lächelte mich an und sagte: »Das ist sehr gut. Genau.«

»Ich begreife allerdings nicht, warum ihr als Ausweg nur der Selbstmord blieb. Warum ist sie nicht abgehauen, nach Paris oder sonst wohin?«

»Du betrachtest Emma vom Standpunkt einer Amerikanerin aus den Sechzigerjahren aus und nicht als jemanden, der in den Konventionen seiner Zeit gefangen ist. Den *Scharlachroten Buchstaben* hast du doch gelesen, oder?«

Ich nickte.

»Tja, heute fragen wir uns vielleicht, warum Hester Prynne das überhaupt mitgemacht hat, mit einem großen A auf der Brust in Boston herumzulaufen, unter der ständigen Drohung der tonangebenden Puritaner ihrer Gemeinde, ihr das Kind wegzunehmen. Wir könnten uns fragen: Warum hat sie nicht einfach ihre Tochter genommen und ist abgehauen, woandershin? Aber für Hester hätte

die Frage vielleicht gelautes: *Wo kann ich hin?* Für sie gab es kein Entrinnen – sie hat ihre Strafe ja fast schon als Schicksal angesehen. Und bei Emma ist es genauso. Sie weiß, dass sie, wenn sie nach Paris flieht, bestenfalls als Näherin oder in einem anderen deprimierenden *kleinbürgerlichen* Job endet – das neunzehnte Jahrhundert hat es verheirateten Frauen nun mal kaum verziehen, wenn sie vor ihrer Verantwortung davongelaufen sind.«

»Dauert diese Vorlesung noch lange?«, sagte ich lachend. »Ich hab nämlich um zwei ein Seminar.«

»Ich komme gerade zum Punkt«, sagte Dad lächelnd. »Und der Punkt ist, dass es auf persönliches Glück überhaupt nicht ankam. Flaubert hat als erster großer Romancier verstanden, dass wir uns alle mit dem Gefängnis herumplagen müssen, das wir uns selbst geschaffen haben.«

»Du auch, Dad?«, sagte ich, überrascht über seine Äußerung. Er lächelte mich wieder einmal wehmütig an und stierte dann auf seine Suppenschüssel.

»Jeder langweilt sich mal«, sagte er. Dann wechselte er das Thema.

Es war nicht das erste Mal, dass mein Vater andeutete, mit meiner Mom stünde nicht alles zum Besten. Dass sie sich stritten, wusste ich. Meine Mom war eine laute Brooklynerin und ging in die Luft, wenn ihr etwas nicht passte. Mein Dad – in der Beziehung ganz Bostoner – hasste den öffentlichen Schlagabtausch (es sei denn, er war mit jubelnden Massen und drohender Verhaftung verbunden). Deshalb ging er, wenn sich meine Mutter über irgendetwas aufregte, lieber gleich in Deckung.

Als ich noch jünger war, beunruhigten mich diese lauten Auseinandersetzungen. Doch als ich älter wurde, begriff ich allmählich, dass meine Eltern im Großen und Ganzen gut miteinander auskamen – dass sie eine dieser irrsinnig unberechenbaren Beziehungen hatten, die irgendwie trotzdem gut gingen, vielleicht gerade deshalb, weil sie so gegensätzlich waren. Auch wenn ich sie beim Erwachsenwerden lieber öfter in meiner Nähe gehabt hätte – eines habe ich aus dieser stürmischen Ehe, in der beide Partner auf ihre geistige Unabhängigkeit bedacht waren, doch gelernt: nämlich dass

zwei Menschen nicht ständig aufeinanderhocken müssen, damit eine Beziehung gelingen kann. Doch als Dad durchblicken ließ, dass er sich zu Hause manchmal langweilte, begriff ich noch etwas: Ein Außenstehender weiß nie, was zwischen zwei Menschen vorgeht ... man kann da nur spekulieren.

Genauso wie man nur spekulieren kann, warum eine Frau wie Emma Bovary so fest daran glaubte, dass die Liebe die Antwort auf all ihre Probleme wäre.

»Weil die allermeisten Frauen Idioten sind, deshalb«, sagte meine Mutter, als ich den Fehler machte, sie zu fragen, was sie von Flauberts Roman hielt. »Und weißt du, warum sie Idioten sind? Weil sie ihr ganzes Vertrauen in einen Mann setzen. Das ist der falsche Weg. Kapiert? *In jedem Fall.*«

»Ich bin nicht blöd, Mom«, sagte ich.

»Das wird sich schon noch weisen.«

»Ich werde nie heiraten«, verkündete ich meiner Mutter unmittelbar vor Beginn meines ersten Studienjahrs am College. Diese Erklärung folgte unmittelbar auf eines ihrer besonders heftigen Gezeter mit Dad – das erst ein Ende fand, als er sich in seinem Arbeitszimmer unterm Dach einschloss und auf seiner Stereoanlage Mozart aufdrehte, um sie zu übertönen. Als sie sich – dank einer Zigarette und eines Glases J&B – beruhigt hatte, kam sie in die Küche, wo ich am Tisch saß und Trübsal blies.

»Willkommen in der Ehe«, sagte sie.

»Ich werde nie heiraten«, sagte ich.

»Doch, das wirst du – und dich mit dem Kerl streiten. Genau das wird passieren. Genau so läuft es nämlich.«

»Bei mir wird es nicht so laufen.«

»Hundert Dollar, dass du zum Altar schreitest, noch bevor du fünf- undzwanzig bist«, sagte meine Mutter.

»Abgemacht«, sagte ich. »Denn das wird nicht passieren, auf keinen Fall.«

»Berühmte letzte Worte«, sagte meine Mutter.

»Woher weißt du so genau, dass ich mal jung heirate?«

»Mütterliche Intuition.«

»Na, die Wette verlierst du auf jeden Fall.«

Ein halbes Jahr später lernte ich Dan kennen. Als wir ein paar Wochen später schon zusammen waren, sagte Margy eines Abends auf einmal zu mir: »Tu mir bloß einen Gefallen: Heirate ihn nicht *sofort*.«

»Jetzt mach mal halblang, Margy. Ich muss ihn doch erst mal richtig kennenlernen.«

»Ja, aber innerlich hast du dich bereits entschieden.«

»Wie kannst du so was sagen? *So* durchsichtig bin ich nun auch wieder nicht.«